

Die Zeitungs Welt

Nr. 8

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Hernt Ele.

(Fortsetzung.)

„Ich störe Sie doch nicht, Frau Bugge. Erwarten Sie vielleicht Besuch?“

„Nun freilich. Und ich sehe, daß ich nicht umsonst gewartet habe. Guten Tag, Herr Konsul.“

Nach der gewohnten Einleitung über langweilige Geschäftsleute, die eine Frau mit solch trockenem Kram belästigen re., fing er endlich an sein Herz auszuschütten.

Und die Sache war diesmal wirklich sehr ernst. Konsul Arenz hatte in letzter Zeit geglaubt, daß sein junger Kompagnon anfangs Ruhe zu geben, bei dem stehen zu bleiben, was er bis jetzt erreicht hatte und seine verrückten neuen Ideen und Erfindungen aufzugeben.

Aber es war nur die Stille vor dem Sturm gewesen.

Frau Bugge rückte näher. Sie wartete bekümmert und gespannt. Ja, nun war die Revolution allen Ernstes da. Kaspar Bugge hatte ganz im stillen einen Riesenplan ausgeheckt. — Er wollte sämtliche Segelschiffe verkaufen. Da wäre ja an und für sich nichts weiter dabei gewesen, denn sie brachten doch nur Verlust über Verlust und da das Geschäft sich so ausdehnte, war für den Schiffsbetrieb weder Zeit noch Platz mehr, — aber er wollte statt dessen Dampfschiffe bauen lassen. Wenigstens erstmal zwei als Anfang, die zuerst und vor allem für die Sägemühle und die Fabrik mit Fracht fahren sollten. Der Grubenbetrieb sollte erweitert, die Wasserfälle für neue Anlagen benutzt werden — und dann wollten sie ihre eignen Produkte selbst nach allen möglichen Weltmärkten verschiffen — nach Asien, Afrika und Gott weiß wohin sonst noch. — Man denke sich nur, was für eine Idee. Vor allem das Risiko — das enorme Kapital, das dem Meere anvertraut werden sollte. Denn von kleinen Schiffen war ja keine Rede, sondern von Weutfahrern mit 3—1000 Tonnen — und das war alles so völlig neu, so fremd und über groß für unsere Verhältnisse. Konsul Arenz sah förmlich leichenblaß da, während er all das auseinanderlegte.

„Damit ist er also vorigen Freitag herausgerückt. Aber ich kann es nicht tun, liebe Frau Bugge. Jetzt heißt es biegen oder brechen. Denn diesmal gebe ich nicht nach, auf keinen Fall.“

Frau Bugge dachte ein Zeitlang nach. Dann sagte sie:

„Das glaube ich auch. Sie dürfen nicht nachgeben, lieber Konsul, außer wenn wir sonst irgend — eine Katastrophe riskieren.“

Konsul Arenz blickte auf, Frau Bugge pflegte sonst niemals nein zu sagen, wenn es sich darum handelte nachzugeben oder aufzupötern.

„Kasper wird bald einen festen Anker im Grund haben, der ihn festhält und seinen unbändigen Drang nach neuen großen Aufgaben dämpfen wird.“

Konsul Arenz verstand nicht, was sie mit ihrem Lächeln sagen wollte. Er machte ein fragendes Gesicht.

„Ein Kind, lieber Konsul.“

Und dann kam eine Morgenstunde, wo Kaspar Bugge sich über ein kleines rosenrotes Menschenhaupt beugte, das tief in den Krümmen des Kinderbettchens lag.

Die Kleine schlief und Kaspar fragte sich während er so dasaß, auf sie herniederblickte und ihren leisen Atemzüge lauschte, ob dieses kleine Wesen denn wirklich all die Leiden wert sei, die es verursacht hatte.

Und dann lächelte er über seine Frage. Das kaum wahrnehmbare Leben, das sich in der Kleinen regte, antwortete ihm: Deine Frage ist überflüssig, denn ich bin da und zum Leben berechtigt.

Er war todmüde und der Arzt hatte ihm geboten, sich auszuruhen nach diesen furchterlichen Stunden, die er durchlebt hatte. Während der ganzen entsetzlichen Zeit hatte er neben Dagny gefesselt und ihre Hand gehalten. Und er fühlte, daß all seine geistige und körperliche Kraft aufs äußerste angespannt war.

Dann und wann hatte er den Doktor angesehen und eine einzige, stumme, bange Frage lag in seinem Blick. Aber der Doktor nickte ganz ruhig und sagte:

„Es ist gar keine Gefahr, alles verläuft ganz normal.“

War es denn möglich, daß diese physischen Qualen, dieser Wahnsinn von Schmerz und Todesangst, die immer noch mehr anwuchs, bis über alles Denkbare hinaus, der auch die wilden Phantasien überbot — daß diese barbarische Brutalität gegen das zarteste, schwächste Wesen auf der Welt, gegen ein verzweiflungsvoll flehendes Weib, — daß dieser Widerspruch gegen jedes menschliche Denken und Fühlen — dieser Aufschrei der Empörung gegen das Naturgesetz — daß alles das „normal“ war? —

Daß es das war, was sich tagtäglich auf der ganzen Welt wiederholte. Ohne daß die ganze Welt von diesem herzerreißenden Schrei

widerhallte. Ohne daß die Menschen sich in den Abgrund stürzten, um diesem Dämon zu entfliehen?

Und immer wieder schrien die Frauen sich derselben Gefahr aus, wenn auch der Schleier von dem Medusenhaupt der Wahrheit längst herabgefallen war.

Kasper Bugge beugte sich über das schlafende Kind. Seine leisen Atemzüge klangen ihm wie das Krausen des Weltmeeres, das seine von Ewigkeit vorgeschriebene Bahn dahintrölte — in weiter, weiter Ferne.

Zuletzt hatte der Doktor ihn fortgeschickt.

Und nun saß er ganz in sich zusammengekrochen in seinem Arbeitszimmer. Er proßte den Kopf zwischen beide Hände, schloß die Augen und versuchte frampfhaft alle seine Sinne gegen jede Wahrnehmung von außen her zu verschließen. Er fürchtete, daß er zusammenbrechen würde vor Verzweiflung und Mäerei, und er quälte sich entsetzlich, denn er konnte Dagnys Gesicht nicht loswerden, ihre Augen und das furchtbare, furchtbare Schreien.

Plötzlich fuhr er empor und stand mitten im Zimmer. Er hatte einen Laut gehört, der ihn traf wie der schrille Ton einer elektrischen Glocke — einen winzig kleinen Laut, gegen den doch alle anderen Laute nichts waren. Eine halbe Sekunde lang stand er und lauschte. Und dann erklang es von neuem — der erste Schrei des Kindes.

Wie er dann den rechten Weg fand, wie er die Tür aufmachte, wußte er selbst nicht, aber im selben Augenblick war er drinnen und hörte ihre frische, natürliche, strahlende Stimme:

„Kasper, es ist ein Mädchen.“

Dann lag er auf den knieen am Kopfende von Dagnys Bett.

Und dann nachher war alles weiß und still. Ueber die teppichbelegten Korridore hörte man kaum einen leisen Schritt, alle Türen waren sorgfältig verschlossen. Kaspar Bugge saß allein bei Dagny und dem Kinde, während beide schliefen. Das Winterlicht drang, scharf gedämpft, durch die herabgelassenen Gardinen. Man konnte sich keine tiefere Stille, keinen heiligeren Frieden denken. Er sollte eigentlich selbst schlafen und er war todmüde. Aber er konnte seinen stillen, weißen Tempel nicht verlassen.

Er richtete sich empor, legte sich dann in seinen Stuhl zurück und blickte Dagny an. Sein Blick ruhte auf ihrer Hand, die in den Stunden der Qual sich frampfhaft um seine geklaumert

hatte und nun bleich und schlank auf der Decke lag, — auf ihren Augenlidern, die sich so schwer und bläulich über all der flammenden Angst geschlossen hatten, — auf ihren Lippen, die sie verzerrt und zerbissen hatte und um die jetzt ein stilles, übermüdes Lächeln spielte. Das Haar hatte man ihr geordnet und in der Mitte gescheitelt, auf jeder Seite lag eine schwere, goldene Flechte. Ihr Gesicht war todbleich und doch strahlte der Sieg des Lebens wie ein Symphonie aus ihrer ganzen Erscheinung.

Von unsagbarer Bärtlichkeit durchbebt sah er da. Und er dachte an all die Zeit, die sie jetzt schon miteinander gelebt hatten, von jener Sommernacht im Garten an. Er hörte all die Worte wieder, die er zu ihr gesagt hatte, die glühenden Liebesworte, die schöner und immer schöner aus seinem Herzen hervorgeströmt waren. Er dachte an all die Liebesbeweise, mit denen er sie geradezu überwältigt hatte — als Ausdruck der einzigen, tiefsten Sehnsucht seiner Seele, jenes innerste, unerreichbare Etwas zu fassen und es sich in einem klaren Bild, in bewußter Handgreiflichkeit anzueignen — denn er konnte ja niemals sie und sie konnte niemals er werden. Es war wie ein fanatischer Kampf gegen die Tatsache, daß sie zwei waren und nicht eins werden konnten.

Und in dieser Stunde fühlte er, daß der Kampf nun zu Ende war.

Wie sie jetzt dalag, nachdem das Wunder sich erfüllt hatte, war sie die heilige, weiße, vollerblickte Blume ihrer Liebe. Die Knospe hatte sich erschlossen und ihr Bild stieg siegreich vor seiner Seele empor — wie sie gelitten hatte — und dann das Kind und der große Friede — wie eine göttliche Offenbarung des Allerverborgenen, wie der tiefste Inhalt und der innerste Sinn ihrer Liebe zueinander.

Er wollte nicht nach Worten und Vergleichen suchen. Aber während er so dasaß, zog sein ganzes Leben vor seinem inneren Auge vorüber.

Kasper Bugge kam mittags nach Hause. Er warf die Haustür hinter sich zu und lärmte im Korridor mit Gummischuhen und Regenschirm. Drinnen im Zimmer ging Dagny hin und her und begoß die Blumen.

„Bist Du schon da? — Guten Tag.“

„Guten Tag,“ jagte er finster. „Ist das Essen schon fertig?“

Aber nein. Ich glaube, daß Du . . . Du kommst heute so früh. Aber ich werde sagen, daß sie sich eilen sollen.“

Als sie wieder zurückkam, ging er ungestört auf dem Teppich auf und ab. Sie ging auf ihn zu und legte ihren Arm in seinen.

„Sagt Du heute wieder Kerger gehabt, Kasper?“

„Kerger! Kerger! — Das ist auch wieder so ein Wort. — Es ist eine Unmöglichkeit — eine einfache Unmöglichkeit! — Es ist unmöglich, sinnlos — völlig ausgeschlossen — verstehst Du?“

Sie lachte.

„Aber verschling mich doch nicht gleich, Kasper, ich hab Dir doch nichts getan.“

„Ich! — Ich! — Das ist so eine Eigentümlichkeit von Dir, Dagny, daß Du alles immer nur in bezug auf Dich selbst beurteilen kannst. Ich! — Ich! Wenn ich so verärgert und verbittert heimkomme und es mich halb krank macht, diesen Blödsinn mit anzusehen — was hat das mit Dir zu tun?“

Verwundert sah sie ihn an. Sie verstand ihn nicht.

„Ja, ja,“ fuhr er fort. „Wenn Du nur Dich selbst, Dein eigenes, wohlgepflegtes Ich in Sicherheit bringen kannst, dann ist Dir alles andere gleich.“

„Aber Kasper, was soll das?“

Er warf ärgerlich den Kopf zurück und blieb vor ihr stehen.

„Dein Vater ist ein Idiot.“

Dagny lachte hell auf.

„Ja, lach nur. Ich meine es in bitterem Ernst. Dein Vater ist ein Dummkopf, verstehst Du? Ein alter Dummkopf. Und was noch schlimmer ist, er ist kein anständiger Mensch.“

Jetzt richtete sie sich plötzlich empor und ihre Augen funkelten vor Zorn.

„Was sagst Du da? Was sind das für Ausdrücke?“

„Ausdrücke! — Ausdrücke! Das sind überhaupt keine Ausdrücke. Es ist nur die nackte Wahrheit, und die tut Dir weh. — Es ist hart, sehr hart, siehst Du, mit einem Mann zu arbeiten, dessen Intelligenz jeden Augenblick versagt und der dann zu Gemeinheiten seine Zuflucht nimmt, in denen man ihm nicht auf gleichem Boden entgegentreten will.“

„Ist es mein Vater, von Du so sprichst, Kasper?“

„Selbstverständlich. — Daß er sich gegen ein geniales Unternehmen sträubt — geradezu genial und noch dazu in jeder Hinsicht sonnenklar — und nicht den Mut hat mitzutun — das ist einfach Dummheit. Aber daß er mich daran hindert, die Sache ins Werk zu setzen, zu versuchen und ihn mit Verweisen zu überzeugen — mit Anspielungen darauf, daß es sein Geld ist und nicht meines, und dergleichen mehr — das ist einfach ordinär und nichts weiter.“

„Du scheinst ganz zu vergessen, daß es mein Vater ist, von dem Du so sprichst.“

„Dein Vater — ja natürlich. So bist Du. Kleinlich — überempfindlich. — Wir mit solchen kleinlichen Rücksichten zu kommen! Weil es Dein Vater ist, soll ich in meinem eigenen Hause nicht einmal frei heraus reden dürfen. Unterordnen soll ich mich, — unterordnen bis zum äußersten.“ —

„Aber deshalb hast Du doch nie und nimmer das Recht mich zu beleidigen. Du kannst sprechen über was Du willst, — das weißt Du auch sehr wohl — aber Du mußt Dich wenigstens in Ausdrücken bewegen, die ich mit anhören kann.“

„Hier ist, wie gesagt, gar nicht die Rede von Deinem unvermeidlichen „Ich“ — sondern von Tatsachen, von haarsträubenden Dummheiten, die mich empören, mich krank machen, die jede Rücksicht auf die Wahl meiner Worte und auf Deine Empfindlichkeit überflüssig machen. Wenn Du das nicht einsehen kannst, eh bien, so laß es bleiben. Ich habe anderes zu tun, als fortwährend darüber nachzudenken, was Du anhören oder nicht anhören magst. Lächerlich — einfach lächerlich! —“

Sie stand wie versteinert da. Dann ging sie plötzlich auf ihn zu und sagte eindringlich und bittend:

„Aber Kasper, lieber, einziger Kasper, sei doch nicht so abscheulich.“

Er wandte sich kurz ab und ging weiter.

„Du interessierst mich wirklich nicht mit Deinem „Kasper“. Du denkst ja doch nur an Dich selbst.“

„Und Du — Du denkst gar nicht an mich?“

Wütend wandte er sich ab.

„Ich habe genug davon. Das ist es ja nicht, wovon ich spreche, womit ich mich herumquäle. Aber immer ist es so, immer. — Alles soll sich um Dich drehen. — Wenn ich hier herumlaufe und hersten möchte vor Kerger über Deinen idiotischen Vater, dann bist es wieder Du — immer nur Du. —“

Jetzt kam das Mädchen, um zum Essen zu rufen.

Dagny ging auf die Tür zu.

„Ich brauche heute kein Mittagessen,“ rief er ihr nach. Sie wandte sich um und sagte kalt:

„Ich auch nicht. Aber Deine Mutter ist da.“

„Gut!“ brummte er und ging an ihr vorbei ins Esszimmer. Langsam folgte sie ihm.

Nach dem Essen ging er gleich wieder in sein Arbeitszimmer, wo er rastlos auf und abging.

(Fortsetzung folgt.)

Malzfabrikation.

Von Karl Hermann.

Einem interessanten Fabrikationszweig stellt die Vereitung des Malzes dar, das als Rohprodukt eine Hauptrolle in den Gärungsgewerben spielt. Sie bildet die fast ausschließliche Verwertung der Gerstenfrucht und diese ist es, deren Verwandlung in den verschiedenen Stadien der Fabrikation wir hier betrachten wollen. Wir wissen, daß das Gerstentorn einen beträchtlichen Teil Stärkemehl enthält; diese Substanz muß, um vergärbare Stoffe zu liefern, in Zucker überführt werden. Dies geschieht in den Gärungsgewerben durch die Maischprozesse, indem man das zerkleinerte Rohmaterial in warmes Wasser schüttet und den Brei der Einwirkung gewisser höherer Temperaturen aussetzt. Die erwähnte chemische Umwandlung ist nun die Aufgabe des Malzes, das im fertigen Zustande reich an einer chemisch wirkenden Kraft ist. Sie geht von einem Stoffe im Malz aus, den man seinem Wesen nach zu den Körpern einweißartiger Natur zählt. Es ist die Diastase, die die Fähigkeit hat, lediglich durch ihr Vorhandensein die Stärke in Zucker umzusetzen. Das Malz wird seiner Aufgabe daher um so besser entsprechen, je höher seine diastatische Kraft ist, also je größer sein Vermögen, das Stärkemehl recht vollständig zu Zucker zu verwandeln. Die rohe Gerste, die diese Eigenschaft von Natur aus fast kaum besitzt, durch ein künstliches Wachstum zu solchen wirksamen Malz zu machen, bezweckt die einzelnen Manipulationen der eigentlichen Mälzerei.

Bevor die rohe Gerstenfrucht überhaupt Einzug in die Fabrik halten darf, muß sie sich einige Untersuchungen gefallen lassen. Zunächst ist es nötig, ihre Herkunft zu erfahren, weil es vom technischen Standpunkt aus durchaus nicht gleichgültig ist, ob sie auf deutschem oder böhmischem, russischem oder amerikanischem Boden wuchs. Damit nämlich sind gewisse Eigenschaften verknüpft, deren ausführliche Beschreibung uns hier indes zu weit bringen würde. Gleich wichtig ist ihre Schwere, denn daraus kann man auf ihren Gehalt an Stärkemehl schließen. Dafür existieren besondere Apparate, in denen man eine kleine Probe von ein Fünftel Liter genau wiegt und danach das Gewicht eines Hektoliters berechnet. Fällt dieses hoch aus, so ist das ein Anzeichen großen Stärkereichtums und die Gerste kann, wenn es ihre Herkunft erlaubt, vorzugsweise in der Bierbrauerei Verwendung finden. Doch damit ist die Untersuchung noch nicht abgeschlossen, das nächste ist die Prüfung auf Reinheit. Ein wenig Erdstaub ist von der Eimerung her unvermeidlich, dagegen sollen Steine und Unkraut fehlen; unbedingt frei muß die Gerste von Insekten sein. Schließlich hat sie ihre Lebenskraft zu beweisen, ihre Fähigkeit zu keimen. Auf den Boden eines tellerartigen Gerätes breitet man eine Lage feuchtes Filterpapier aus, wühlt einhundert beliebige Körner, läßt sie im kühlen Wasser etwas aufweichen und schüttet sie auf das Papier. Jeden Tag zählt man die gekeimten ab, bis endlich einige ungekeimt liegen bleiben. Je weniger das sind, um so besser ist die Frucht. Ihre allgemeine Gesundheit ermittelt man, indem man ein kleines Quantum in einer reinen Glasflasche einen Tag lang an einem sauren Orte stehen läßt. Dampfiger Geruch darf sich dann nicht wahrnehmen lassen.

Ergeben die Untersuchungen befriedigende Resultate, so steht der Gerste der Weg in die Fabrik offen; sie wird dort aufgespeichert und nach und nach verarbeitet. Von den Mämlern des meist mehrstöckigen Fabrikgebäudes dient fast immer der Boden unter dem Dach, und vielleicht noch der darunter befindliche zur Aufnahme der Gerste. Da der Charakter der Fabrikation ein

verhältnismäßig umfangreiches Gebäude verlangt, sind auch die Böden sehr geräumig, eine Anzahl Fenster gestatten eine gute Lüftung. Hier kann man große Quantitäten des Getreides aufspeichern und das ist aus dem Grunde notwendig, weil die Malzfabrikation in den meisten Fällen hauptsächlich im Winterhalbjahr ausgeübt wird. Zu Anfang der Kampagne, im Herbst und Winter, sammeln sich bald erhebliche Mengen Rohfrucht an. Natürlich schafft man diese nicht durch Menschenkraft hinauf, sondern im Sinne der heutigen Technik mittels Maschinen. Vor dem Parterre ziehen sich eine oder zwei Rampen hin, wo man die Frucht in Säcken abladet, an der einen vom Fuhrwerk, an der anderen wohl auch von dem auf dem Gleisanschluss hereingefahrenen Eisenbahnwagen. Der Fußboden des großen Eingangsraumes hat mehrere mit Drahtnetz überspannte Öffnungen, die unten in weite Kästen münden. Dahinein entleert man die Säcke. Ein solcher Kasten, ein Gerstenrumpf, besitzt rechts und links geneigte Wände, die unten trichterartig zu einer schmalen Rinne zusammenkommen. Nicht darunter befindet sich eine horizontale Transportschnecke, ein langes, trogähnliches eisernes Gefäß, in dem sich eine nach Art eines Korbziehers schraubenmäßig gewundene Spindel dreht.

Die untere Wandung des Gefäßes ist ebenfalls zylindrisch rund, so daß die Spindel inwendig fast daran schleift. Die Gerste läuft aus kleinen Löchern des Schüttrumpfes in das Gefäß, sie ist gezwungen, den Spiralen der rotierenden Spindel zu folgen und sich vorwärts zu bewegen. So wird sie in wagerechter Richtung bis zu einer Maschine transportiert, die sie senkrecht weiter emporhebt: ein Getreidelevator. Von dem Ende der Transportschnecke führen bis zum Bodenspeicher zwei parallele, viereckige Holzschächte von geringer Breite, an denen oben und unten sich je ein Rad dreht. Ihr Durchmesser gleicht dem Abstand der beiden Schächte, ein breiter Gurtrand läuft endlos über die Räder wie ein Treibriemen und dessen Rälften liegen daher in je einem Schacht. Das eine Rad eilt von dem unteren Rad nach dem oberen, das andere vom oberen zum unteren usw. Auf der äußeren Fläche des Bandes sitzen geeignet geformte Becher mit Abständen nebeneinander; die Gerste läuft aus der Transportschnecke in den Schacht, wo sich das Band mit den Bechern aufwärts zieht. Da nun das Ganze von der Achse des oberen Rades maschinelle Bewegung erhält, gleiten die Becher in unaufhörlicher Folge mit Frucht gefüllt nach oben, entleeren sich bei dem Uebergang um das obere Rad und kehren mit derselben Schnelligkeit zurück. So geht das Spiel kontinuierlich vor sich.

Auf dem Dachboden ist in einem besonderen Abteil die Gerstenputzerei untergebracht, nach der die oben vom Elevator abgeworfene Frucht gelangt und einer möglichst gründlichen mechanischen Reinigung unterzogen wird. Die Art und Weise ist allerdings in den einzelnen Anlagen verschieden. Als Putzmaschine verwendet man oft eine Kombination von 1-1 Trieurs und darunter befindlichen Sortierzylindern, die zusammen auf ein Gestell montiert sind. Unter einem Trieur versteht man eine hohle Walze aus starkem Zinkblech von ungefähr 1/2 Meter im Durchmesser, auf deren Innenfläche zahlreiche Grübchen eingestrichelt sind. Man neigt die Trieurs ein wenig aus der wagerechten Lage und läßt sie so um ihre Achsen rotieren. Die Sortierzylinder sind ähnlich geneigt, aber ihr Mantel besteht aus durchlochten Stahlblech. Die Öffnungen haben die Form länglicher Schlitze, die eng nebeneinander und zwar in der Querrichtung des Zylinders liegen. Da ein solcher wie ein Trieur eine Länge von 1 1/2 bis 2 Meter besitzt, werden die Schlitze

partiellweise nach unten weiter. Einige Nebengeräte ergänzen die Anlage.

Aus dem Elevator, der die Rohgerste emporhob, fällt sie nicht direkt in diese Maschine, sondern erst auf ein grobes Sieb, das unter fortwährendem Schütteln die Frucht hindurchläßt, jedoch Steine, Stroh usw. zurückhält. Während die Frucht so durch einen verschlossenen Kasten herabrieselt, beaguet ihr der scharfe Luftzug eines maschinell angetriebenen Ventilators, der den Erdstaub abbläst, ebenso auch vorkommende leichte Beimengungen. Nun erst gelangt sie in die erhöhte Seite des Trieurs, der die zerbrochenen Körner aus der ganzen Masse lieft. Dreht sich nämlich der Zylinder, bleiben die Körner infolge der Größe der Grübchen einzeln darin haften; in der aufwärts gehenden Hälfte aber fallen sie unter der Drehung wieder herab, nur die halben Körner bleiben in den Grübchen bis zum höchsten Punkte, wo sie gesondert abgeworfen werden. Eine kleine Transportschnecke nimmt sie auf und leitet sie durch Röhre in einen besonderen Behälter. Die übrige Gerste gleitet langsam nach hinten, verläßt den Trieur und tritt von neuem in das erhöhte Ende des Sortierzylinders. Die Mantelpartien mit engen Schlitzen sieben die schwachen und schwächsten Körner ab, die weiteren die mittelmäßigen und die letzten die stärksten Körner. Die gutentwickeltesten beiden letzten Arten werden, wenn nötig mit Hilfe anderer Elevatoren und Transportschnecken, nach den Bodenspeichern geschafft, sie stellen den größten Teil der Gerste dar und dienen vorzugsweise der Fabrikation.

Die Lagerung der Frucht auf den Böden erfordert gewisse Vorsichtsmaßregeln, bei wärmerer Witterung müssen die Haufen umgeschaukelt und auch sonst unter passenden Verhältnissen gelüftet werden. Wir wollen dies nicht ausführlich besprechen, sondern uns dem nächsten, dem Quellprozeß, zuwenden. Um nämlich ein Waschen der Gerste einzuleiten, wie wir es am Anfang erwähnten, muß die Frucht eine passende Zeit in kühlem Wasser eingeweicht werden. Die Masse durchdringt sie, das vorher grünlich-graue Gerstenkorn schwillt auf und färbt sich rötlich-gelb. Das geschieht in den in einem abgetrennten Raum unter den Bodenspeichern befindlichen Quellstöcken, die wir in den beiden folgenden Bildern veranschaulichen. Sie können aus Eisen oder gemauert sein. Die letztgenannten setzt man viereckig aus Steinen in geraden Mauern auf, die man außen und innen mit einem Zementüberzug verzieht; den Boden, der die notwendigen Ventile erhält, bildet das Gewölbe selbst. Zum Einquellen größerer Fruchtmengen, z. B. 100 Zentner, benutzt man heute jedoch die runden eisernen. Wie man aus unserem Bilde sieht, ist deren Boden konisch, er gleicht einem Trichter, an den sich das weite Rohr zum Auslassen der Gerste anschließt. So lange der Quellstock gefüllt ist, preßt der in der Abbildung sichtbare senkrechte Stab in der Mitte ein Ventil gegen die obere Rohrmündung, er läßt sich durch das seitliche Handrad empor- oder festschrauben. Im unteren Teil des Konus liegt ein Siebboden, der die Eintrittsstellen der Wasserrohre verdeckt.

Für das Einquellen läßt man zunächst das richtige Quantum Wasser ein, fügt ein klein wenig dünnen Kalkbrei hinzu, der das Wasser eben etwas trübt, und schüttet danach vom Speicher aus die Gerste ein, oft unter Beibehaltung der automatischen Waage, die das passierende Quantum fortlaufend registriert. Ist die gewünschte Zentnerzahl unter Wasser, so fischt man das nach gründlichem Durchrühren noch oben schwimmende leichte Zeug in den seitlichen Kästen; es ist getrocknet, wie die übrigen Abfälle von der Putzmaschine usw. zu Futterzwecken zu gebrauchen. Von der untersinkenden guten Gerste dagegen löst das Kalkwasser den letzten

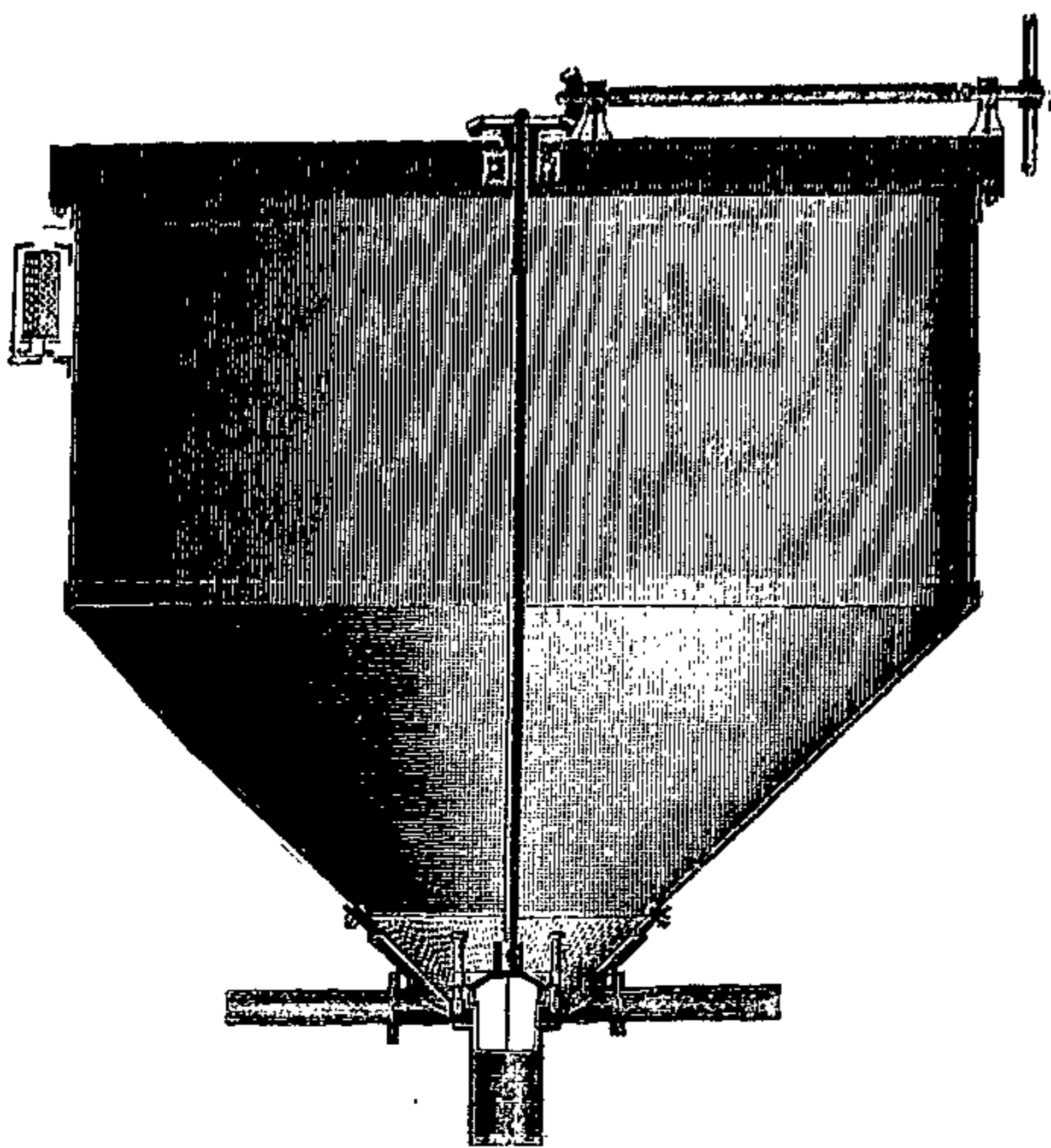
Schmutz und vernichtet die schädlichen Mikroorganismen, Schimmelpilze und andere, die sonst die danach wachsende Frucht überwuchern würden. Man erneuert hier das Wasser wiederholt.

Eine modifizierte Weichanlage gibt unterer Abbildung wieder, eine Gerstewäscherei. Während bei den vorherbeschriebenen einfachen Weichanlagen die Gerste nur insofern mit Wasser gereinigt wurde, als das schmutzige Wasser durch die Siebböden abließ und dafür reines Wasser von neuem eindrang, wird hier die Gerste noch gut bewegt. Aus dem links sichtbaren Schüttrumpf wird die Rohfrucht vom Elevator in den oberen Quellstock gehoben, hier zum ersten Male geweicht, sie rinnt dann in einen Trog mit rotierender Schnecke und in den unteren Quellstock, wo sie fertig geweicht wird. Ein schräges Rohr über der Schnecke spritzt scharfe Wasserstrahlen über die aufgewühlte Gerste. Auch im unteren Quellstock wechselt man das Wasser mehrmals, bis der erfahrene Wälzer nach 40 bis 50 Stunden vielleicht die richtige „Quellreife“ erkennt, das letzte Wasser abläßt und die rötlich-gelbe, frisch riechende Gerste auf die Tenne austrägt.

Das ist der Ort des eigentlichen Wachstums, eine große ebene Bodenfläche in einem saalähnlichen, ausgedehnten Raum, der den Keller und meist noch das Parterre der Fabrik bildet. Eine solche Lage ist für die gleichmäßige Einhaltung der mittleren Steintemperaturen am geeignetsten. Der Boden besteht aus Zement oder Asphalt ohne jeden Miß oder Fugen, um Schimmelpilzen keine Gelegenheit zum Ansiedeln zu geben. Die Malztennen sollen hell sein, doch sucht man das direkte, wärmende Tageslicht zu vermeiden. Infolge der ungefähr acht bis neuntägigen Dauer des Wachstums ist eine solche Tenne immer mit einzelnen Haufen bedeckt, deren jeder am richtigen Zeitpunkt abgeräumt, den Platz für die aus der Weich kommende frische Gerste freimacht.

Das Auslaßrohr des Quellstocks endigt im Tennenraum, die nasse Frucht fällt in untergeschobene Wlechlarren und wird zu einem geraden, bis zu rund 1/2 Meter hohen Haufen auf die Tenne aufgefahren und dieser mit den flachen, hölzernen Malzschaukeln sanfter gehügelte. In diesem Malzhaufen beginnt bald die Keimung, die Körner spiken. Nach etwa acht Stunden nimmt die Bearbeitung ihren Anfang, man spritzt ein wenig kaltes Wasser darüber und wendet den Haufen, indem man ihn von dem unteren Schmalende aus fortschaukelt, bis man bis zum anderen, oberen Ende umgegraben hat. Der Lagerort des Ganzen ist damit verschoben, gleichzeitig sind die Körner, die zuvor am Boden lagen, jetzt oben, aber nach dem Wälten der Seiten zeigt der Haufen die frühere Form. So schreitet das Wachstum fort, die Temperatur beträgt 10 Grad, nach 11 Stunden ist das Spiken schon deutlich, die zweite Bearbeitung nötig; man wendet den Haufen in der geschilderten Weise zurück. Nach derselben Zeit, in der man das Umschaukeln, das Wiedern, periodisch wiederholt, brechen die Wurzelkeimchen hervor, man hält deshalb den Haufen, da seine Wärme steigt, beim nächsten Umschaukeln breiter und flacher. Die Körner erscheinen äußerlich trocken, die Keime sind schon leicht zu erkennen.

Erinnern wir uns des oben erwähnten Zweckes der Wälzerei, den stärkelösenden Stoff in der Frucht, die Diastase, zu entwickeln, so muß hier gesagt werden, daß das geschilderte Stadium das Zeichen vom Gedeihen dieses Stoffes ist. Im selben Maße, wie er sich vermehrt, verstärkt sich das pflanzliche Leben des Korns, die Keime recken sich, kalter Schweiß perlt auf dem Haufen, die Temperatur steigt und ein intensiver Geruch nach frischen Gurken erfüllt den Raum. Der Haufen wird beim nächsten Wiedern noch weiter ausgebreitet und mehr



Großer eiserner Quellstock.

durch die Luft geworfen. Die vordem rötlich-gelbe Gerste hat ihr Aussehen gewechselt, sie ist zu jungem Malz geworden und der Kaufmann liegt mit großer, weißlich-gelber, glatter Oberfläche da. Er bedarf jetzt einer sorgfältigen Ueberwachung, denn das energisch einsetzende Wachsen äußert das Bestreben, die Temperatur über die erlaubten Grenzen zu treiben. Am nächsten Tage wiederet man den Junghausen noch breiter auseinander, seine Höhe ist auf ungefähr 10 Zentimeter gesunken.

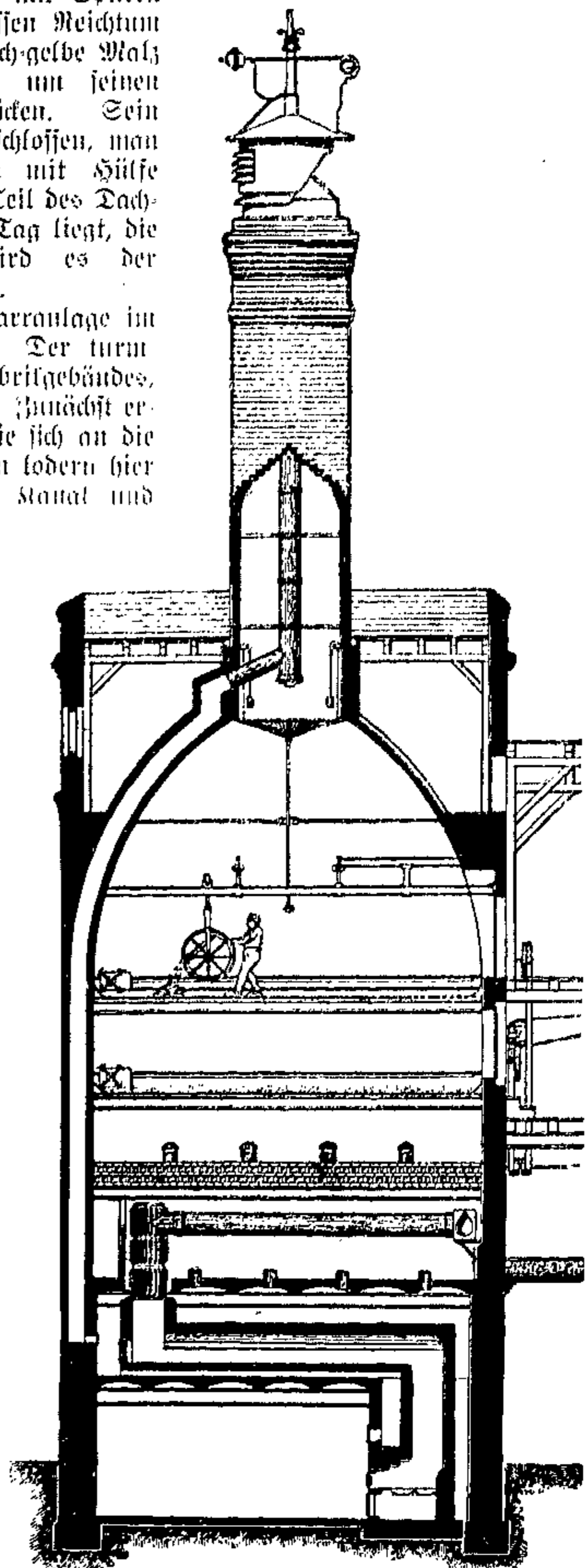
So geht es den letzten Tagen zu, wo die gefährlichsten Wurzelkeime mehr als die doppelte Länge des Korns erreichen und auch der Blattkeim unter der Schale seine Entwicklung anzeigt. Die Körner haben sich inzwischen mit ihren Keimen untereinander zu Klumpchen verfilzt, der Althausen wird auch beim Wenden geklüftet, aber seine Wärme darf bis auf 16 Grad steigen; er besitzt jetzt seine größte Breite und weist, zum

Unterschied von der Maltgerste, die nur Spuren von Diastase enthielt, einen gewissen Reichtum an diesem Stoff auf. Das weißlich-gelbe Malz bezeichnet man als Grünmalz, um seinen lebensfrischen Zustand auszudeuten. Sein Wachstum auf der Tenne ist abgeschlossen, man bringt es in den Blechkarren mit Hilfe eines Aufzugs auf einen luftigen Teil des Dachbodens, wo es ausgebreitet einen Tag liegt, die sogenannte Schwelle. Dann wird es der Darrung mittels Hitze unterzogen.

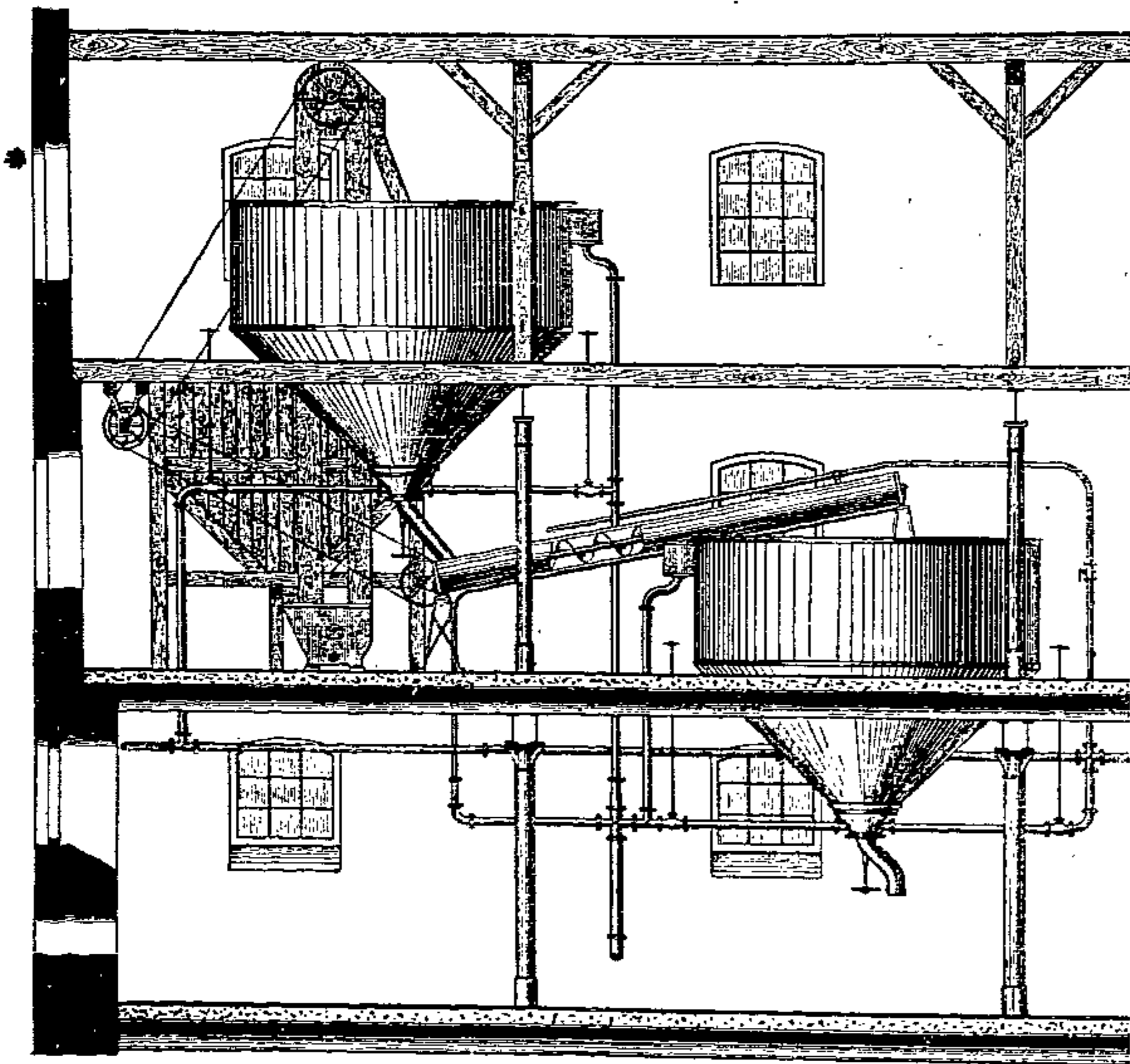
Wir zeigen eine solche Malzdarranlage imelde und zwar im Durchschnitte. Der turmartige Bau ist ein Teil des Fabrikgebäudes, in der Höhe jedoch überragt er es. Zunächst erblicken wir unten die Feuerung, die sich an die hintere Wand lehnt. Die Klammern lodern hier aufwärts nach einem wagerechten Kanal und schicken ihre Hitze durch die folgenden eisernen Rippenheizkörper in ein System von Blechröhren, die die Wärme in den Darrenraum ausstrahlen. Die heißen Rauchgase strömen in dem Mauerkanal zum Schornstein empor, in unserer Zeichnung in den breiten, ziemlich hohen Dunstkanal. Dieser ruht auf einem massiven Gewölbe im oberen Teil des Gebäudes. Zwischen den Heizröhren und dem Kamin befinden sich die Gorden, zwei Decken aus einem festen, von Eisenträgern unterstützten Drahtgewebe, dessen Maschen eben eng genug sind, um kein normales Korn hindurchfallen zu lassen. Man unterscheidet in der Abbildung eine obere und untere Gorden, die zu bestimmten Zwecken vorgesehen sind.

Vom Schwelkboden gelangt das Malz auf die obere Gorden, wo es gleichmäßig über die Fläche aufgetragen wird. Oft dient bei den Topfschen Darren eine Art Hängebahn zum Transport der Malzkarren und zu deren bequemem Ausschütten. Doch um das Malz zu trocknen, ist nicht allein Hitze notwendig, die die Feuchtigkeit aus dem Malz verdampft, sondern auch ein mäßiger Luftzug, der die Dämpfe fortführt. Von unten dringt deshalb kalte Luft in die Darre, die bei diesen Anlagen die Heizrohre in der entgegengesetzten Richtung außen umspülen, wie die Feuer-gase im Innern. Sie erwärmt sich auf 45—50

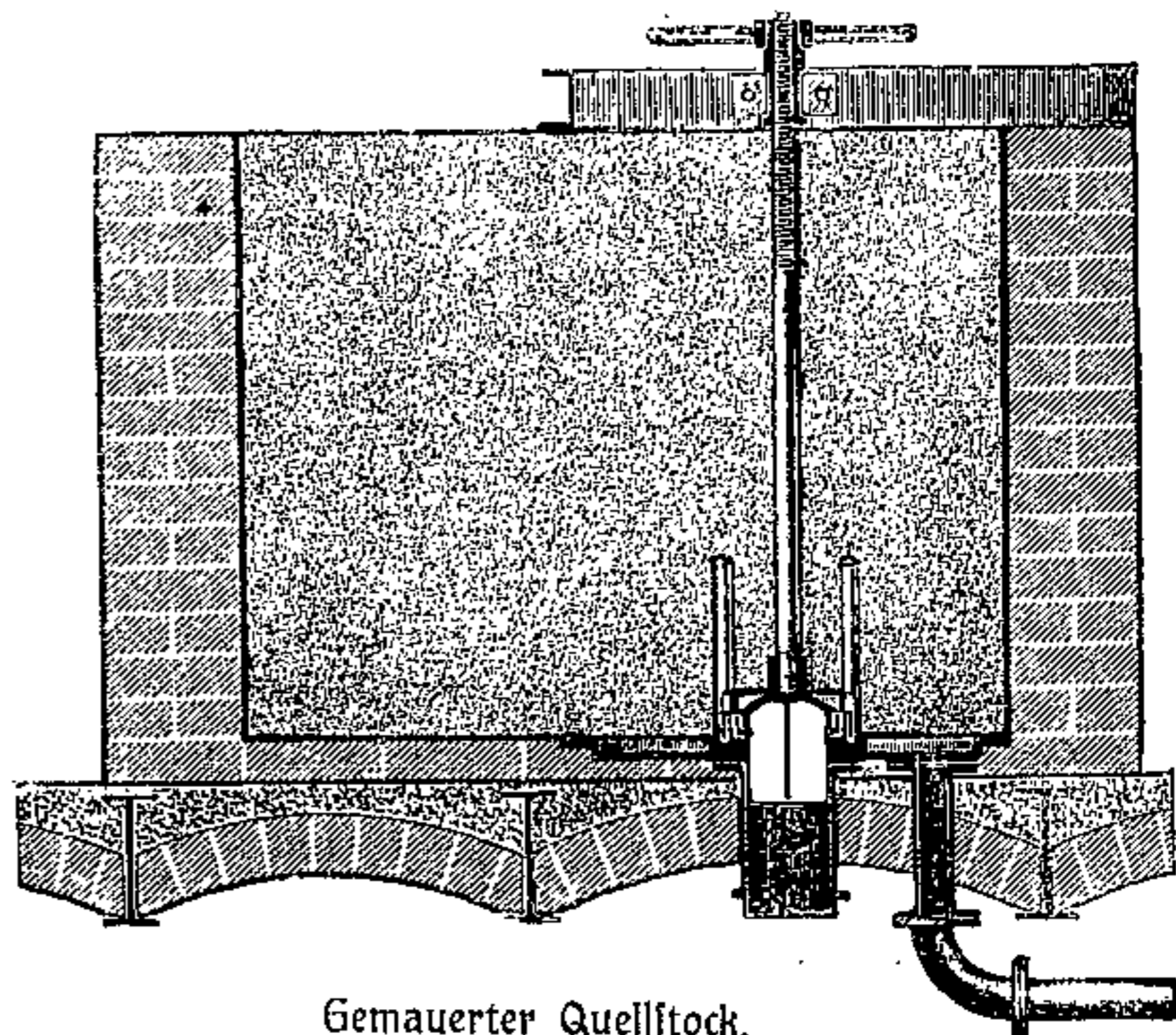
Grad oder auch, wenn es die Malzforte verlangt, noch höher, und tritt zwischen den Maschen der Gorden in das Malz, schließlich entweicht sie mit den Wasserdämpfen durch den Kamin. Eine Blechhaube fördert die Ventilation, sie dreht sich stets so, daß ihre Fahnen in der Richtung des Windes stehen. Die von Jalousieartigen Öffnungen durchschossene Seite der Haube



Darranlage.



Gerstenwälcherei.



Gemauerter Quellstock.



J. Jungwirth

Heimatlos. Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth.

ist so dem Winde zu-, die große offene ihm abgewandt, wodurch die Dünste, also auch der Rauch der Feuerung, immer in der Windrichtung fortgerissen werden. Das Malz, das auf der oberen Horde der Wärme ausgesetzt wird, erhitzt sich naturgemäß unten mehr als oben, überdies vermag auch die heiße Luft nicht überall in die noch zusammenhängenden Körner einzudringen; das Malz muß man auch hier kräftig wenden. Unter diesen Temperaturen ist selbstverständlich menschliche Arbeit nicht am Platze, es existieren heute praktische maschinelle Vorrichtungen, die das Umschlagen besorgen. Es sind lange, schmale Schaufeln, die mit ihren Längsseiten zu je vieren um eine horizontale Achse sitzen; diese reicht mit ihrer Länge über die ganze Breite der Horde und läuft an den Seiten in einem Mechanismus auf Schienen über die Darrofläche. Die Schaufeln drehen sich dabei so, daß sie das Malz von unten erfassen und oben über sich wegwerfen. Die Bewegungskraft liefert die Transmission, mit der das Schaufelwerk durch ein Kettengetriebe in Verbindung steht.

Hat das Malz auf der oberen Horde eine gewisse Dürre erlangt, was ungefähr einen Tag währt, so wird es nach einer Fallklappe zur unteren Horde geräumt, darauf von neuem ausgebreitet und fertig gedarrt. Die Farbe des Malzes verdunkelt sich, die Keime werden braun und starr, ein Röstgeruch tritt hervor. Gegen Ende der Darrung des zweiten Tages lösen sich die Keime von den Körnern und fallen beim Wenden, das hier mit den gleichen maschinellen Mitteln vorgenommen wird, in den nächsttieferen Darrenraum, die Sau, wie man ihn nennt. Von dieser Horde sammelt man das Malz in einen hölzernen Schüttrumpf, von dem es, ähnlich wie früher die Gerste, mittels Transportschnecke und Elevator nach einer Puffmaschine befördert wird. Sie reinigt es in erster Linie von den Keimen, die zusammen mit denen von der Sau noch zu Futterzwecken und ähnlichen zu verwerten sind, und vom Staub der Darrung. Nach dieser Manipulation ist das Malz fertig, die Stärkesubstanz der Frucht hat sich unter der Einwirkung der Diastase schon teilweise in eine Zuckerart verwandelt, zum Teil in Dextrine, das Korn ist weicher als die ursprüngliche Rohfrucht und schmeckt süß. Das eigentliche Malzaroma aber verbessert sich bei dem nun noch folgenden Ablagern in hohen hölzernen Verschlägen auf trockenen Böden oder in Silos, d. h. schachtförmigen Behältern von großem Fassungsvermögen. Wird es nach einiger Zeit herausgeholt, so passiert es dann noch eine Poliermaschine, die es sauber verläßt, und damit ist das Malz zur Verwendung bereit.



Rechtsleben im alten Kambodja.

Von Hans Block.

Das Rechtsleben der Völker des indisch-chinesischen Kulturkreises erscheint dem ungeschulten Blick als eine Anhäufung von Grausamkeiten, Sinnlosigkeiten und Absurditäten. Wir brauchen indes gar nicht allzu weit in die Vergangenheit der europäischen Völker zurückzugehen, um auf ähnliche Erscheinungen zu stoßen, ein Rechtsleben ungefähr desselben Charakters zu finden, wie es heute noch in China und Siam besteht, in Japan bestand, bis vor wenigen Jahrzehnten die Annahme europäischer Kulturformen es beseitigt hat, und das in Indien, Hinter- und Holländisch-Indien gedauert hat, bis es durch den Zwang der europäischen Eroberer mehr oder minder modifiziert wurde.

Die rohen und unbehüllichen Formen der Rechtspflege und die bis ins Kleinlichste Detail für den festlichsten Einzelfall ausgearbeiteten Rechtsbestimmungen haben sich auf der gleichen

Höhe des kulturellen Lebens zu verschiedenen Zeiten in allen Zonen und bei Völkern aller Rassen ausgebildet, so weit sie zu jener Höhe gelangten. Woraus wir schließen müssen, daß das Gemischel von Entsetzlichen und Sinnlosem, als das uns heutigen Europäern das Rechtsleben der indisch-chinesischen Kultur wie das unserer eigenen Vorfahren erscheint, nichts Zufälliges, nicht ein Produkt menschlicher Willkür und Bosheit ist, sondern das notwendige Ergebnis bestimmter Ursachen.

Das Recht eines Volkes entspricht dem jeweiligen Stande seiner Kultur, seine Kultur aber ist das Ergebnis seiner wirtschaftlichen Entwicklung. Die materialistische Geschichtsauffassung zeigt, daß die Rechtsanschauungen, der „juristische Ueberbau“, den jeweiligen Produktionsverhältnissen entsprechen. Und wenn wir die wirtschaftliche Entwicklungsstufe der Völker des indisch-chinesischen Kulturkreises vor der europäischen Einwirkung mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der europäischen Völker des späteren Mittelalters vergleichen wollten, so würden wir bestätigt finden, daß ähnlichen Zügen im Rechtsleben, besonders in der Rechtspflege, Ähnlichkeiten in den Produktionsverhältnissen entsprechen.

Die Produktionsverhältnisse haben in den Ländern des indisch-chinesischen Kulturkreises zwar nicht, wie eine oberflächliche Betrachtung meint, seit Jahrtausenden stillgestanden. Aber sie haben sich doch nur äußerst langsam gewandelt bis zum Einwirken Europas in neuerer Zeit. Deshalb sind dort auch Gesetze und Justiz seit alter Zeit fast dieselben geblieben und deshalb zeigen sie in vielen Zügen noch heute ihren Ursprung aus Zeiten, wo das Privateigentum zwar schon existierte, aber die Ungleichheit der Lebenslage noch nicht so groß, die Scheidung in Klassen noch nicht so scharf geworden war wie in jüngerer Zeit. Damals war das Bedürfnis nach Schutz des Lebens und des Eigentums durch grausame Strafen noch nicht vorhanden, sondern alle Vergehen konnten durch Geldbußen an den Verletzten oder seine Angehörigen gesühnt werden, die Geldbuße hatte die Blutrache abgelöst. Eine Betrachtung des Rechtslebens eines ostasiatischen Volkes hat deshalb nicht bloß den Reiz des Fremdartigen, sondern läßt uns gleichzeitig Einblicke tun in das Werden des Rechts, in die Entwicklung menschlicher Gesellschaft.

Die Gesetze Kambodjas sind, wie Bastian in 4. Bande seines Werkes „Die Völker des östlichen Asiens, Reise durch Kambodja und Cochinchina“, feststellt, denen Birmas und Siams nahe verwandt und werden, wie diese, von Menu, dem sagenhaften Stammvater und Gesetzgeber der Vorderindier abgeleitet. Der Franzose Henri Turot, Mitarbeiter der damals sozialistischen Pariser „Petite République“, hat in seinem Buche: „D'une gare à l'autre“ („Von einem Bahnhof zum anderen“), worin er seine in die erste Hälfte des Jahres 1900 fallende Ostasienreise nach Französisch-Hinterindien, die Philippinen, China und Japan beschreibt, ein Kapitel den alten Gesetzen von Kambodja gewidmet, die heute, da das einst mächtige Reich „Schutzstaat“ der Franzosen ist, nur zum Teil noch in Geltung sind: Im Strafvollzug und im Untersuchungsverfahren finden wir all jene Greuel wieder, die einst, im Spätmittelalter und noch im 16. und 17. Jahrhundert auch die europäische Rechtspflege befleckt haben: die grausamen Todesstrafen und die Folter. Einundzwanzig Arten, die Todesstrafe zu vollstrecken, führt das Gesetz der Kambodjaner an und eine ist immer grauenhafter als die andere. Nur einige Proben aus dieser schauerlichen Liste seien gegeben.

Die Henker gießen dem Verurteilten Öl in den Mund, der mittels eines Knebel offen gehalten wird und zünden das Öl an.

Sie stoßen ihm einen eisernen Dreizack durch den Körper und nageln ihn so an den Erdboden fest. In dieser Lage wird der Verurteilte gebrannt, bis er den Geist aufgibt.

Die Henker schneiden dem armen Sünder mit einem Messer das Fleisch herunter und fahren sodann mit einem eisernen Kamm so lange über den Körper, bis nur noch die Knochen übrig bleiben.

Sie brechen ihm mit einem Stein die Knochen, ohne Haut und Fleisch abzureißen, dann biegen sie ihn zusammen wie ein Paket und werfen ihn so zu Boden.

Sie werfen eine Grube aus, in die der Delinquent bis zu den Hüften eingegraben wird. Dann bedecken sie ihn mit Stroh und zünden es an. Wenn der Körper mit Brandwunden bedeckt ist, so führen sie einen Pflug über ihn hin, bis der Verurteilte in Stücke zerschnitten ist.

Die Henker lösen jeden Fleisch vom Körper des Verurteilten, braten sie in Öl und zwingen ihn, sie zu essen.

Man kann sich nach diesen Proben vorstellen, wie die Tortur in Kambodja aussah, die fast immer Bestandteil der richterlichen Untersuchung war. Ihre gebräuchlichste Form war die Keap genannte Prozedur. Dem Verurteilten wurden zwei Bambusrohrstücke an die Schläfen gepreßt. An den Enden waren die Stücke zusammengedrückt. Kleine Keile oder Nocken wurden zwischen Schläfen und Bambusrohr getrieben, so daß die Augen oft um einen Fuß aus den Höhlen traten.

Zu den grausamen Leibesstrafen und der Tortur traten als drittes Element der Rechtspflege die Gottesurteile oder Ordale. Ihre Vornahme war mit religiösen Zeremonien verknüpft. Nachdem man den Göttern geopfert und die Bonzen beschenkt hatte, konnte man den Urteil der Götter anrufen.

Bei der Probe des Untertauchens geschah das in folgender Weise:

Auf ein gegebenes Zeichen mußten die beiden Prozeßgegner gleichzeitig im Fluß untertauchen. Sobald sie im Wasser verschwunden waren, hielt ein Justizbeamter dreimal nacheinander den Atem so lange an als vermochte. Wenn bis dahin keiner der beiden Streitenden aus dem Wasser aufgetaucht war, so mußten sich die Gerichtsdiener beeilen, ihn herauszuholen und das Urteil der Götter vergeblich angerufen worden. Tauchte aber einer auf, ehe der Beamte mit dem Abhalten des Atems zu Ende war, so hatte er verloren und der andere wurde nun schleunigst durch den Gerichtsdiener herausgeholt.

Bei der Probe mittels des Feuers wurde ein Graben ausgehoben, der mit einer dicken Schicht glühender Kohlen ausgefüllt wurde. Nachdem die beiden Gegner, deren Füße sorgfältig geprüft und gewaschen wurden, über die glühenden Kohlen geschritten waren, ließ sie der Gericht drei bis sieben Tage ständig beobachten. Zeigten sich Brandblasen an den Füßen eines der Prozeßgegner, so war der Schuldige erkannt. Wenn aber beide Beteiligten Brandblasen hatten, so war die Sache unentschieden und man mußte eine andere Probe versuchen.

Weniger unangenehm und gefährlich wenigstens an sich, war im Vergleich zu den beiden obigen Verfahren das folgende:

Man beschrieb acht Zettel, die in eine neue Bronzeurne getan wurden. Auf vier dieser Zettel befanden sich die Worte: „Das ist recht!“, auf den vier anderen stand: „Das ist unrecht!“. Jeder der beiden Gegner mußte vier Zettel ziehen. Zog einer alle vier Zettel mit der Aufschrift: „Das ist recht!“, so war seine Sache über allen Zweifel erhaben, hatte er nur drei solcher Zettel, so blieb ein leiser Zweifel, hatte aber jeder der Beteiligten zwei solcher Zettel, so blieb die Sache unentschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tigerjagd.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

Der wandernde Schildermeister, der ein neues Schild des „Blumenfohl“ malte, gönnte sich eine wohlverdiente Ruhepause. Auf dem alten Tische im Schatten der Mienen warteten in einem aufgetrockneten Taschentuche gewaltige Brotkrumen und ein mächtiges Stück Mäje auf den Augenblick, wo sein Durst gestillt sein würde. In der anderen Seite des Tisches zog der älteste Mann in Wormhagen sacht an einer langen Tonpfeife und warf einen trüben, bedauernden Blick auf das alte Wirtshauschild.

„Mag' an die siebzig Jahr habe ich mein Bier darunter getrunken“, sagte er mit einem Seufzer. „Es is ein Jammer, daß es nich meine Zeit hat noch aushalten können.“

Der Maler schob langsam einen Happen Brot in den Mund und blickte ihn nachsichtlich an.

„Es is all die Schuld von zwei Herren, die vor ein oder zwei Monaten hier durchkamen“, fuhr der Alte fort; „sie sagten zu Schmidt, dem Wirt, sie hätten den ganzen Ort nach dem „Blumenfohl“ abgesehen, und als Schmidt ihnen das Schild zeigen tat, sagten sie, sie hätten gedacht, das wär der „König von Portugal“ und noch dazu mächtig ähnlich.“

Der Maler lachte und warf noch einen Blick auf das alte Schild; dann warf er mit der Nervosität des wahren Künstlers einen Blick auf sein eigenes. Ein oder zwei Schattierungen.

Er schlug die Weine über die Bank und griff nach seinen Pfeifeln. Nach zehn Minuten würde auch der größte Kenner vergebens nach einer Wehlichkeit gesucht haben, und der Maler wandte sich mit einem Seufzer über die Entfingen, die dem Künstler auf den Weg gelegt sind, wieder seinem unterbrochenen Mahle zu und rief nach mehr Bier.

„Da is wohl keiner, der Ihr Schild für was anderes als 'n Blumenfohl halten könnte“, sagte der Alte, „er sieht so natürlich aus, daß man ihn essen könnte.“

Der Maler lächelte und schob ihm seinen Strug über den Tisch zu. Er war ein gutmütiger Mensch und hatte es einst — als er das Schild des „Alten Finken“ malte — am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, wenn man kein Bier hat. Er begann ein Gespräch über die Kunst und sprach ziemlich wegworfend über den Blumenfohl als Kunstobjekt. Unter Kopfschütteln redete er dann davon, welche dankbarere Objekte doch eine bunte Kuh oder ein blauer Löwe wären.

„Wo Sie gerade von Löwen sprechen“, sagte der alte Mann nachdenklich, „ich denk mir, Sie haben wohl nie etwas von dem Wormhagener Tiger gehört? Das is wohl vor Ihrer Zeit hier in diese Gegend gewesen.“

Der Maler gestand seine Unwissenheit ein und zog, als er bemerkte, daß diese Anspielung nicht auf ein Wirtshaus Bezug hatte, seine Pfeife hervor und war bereit zuzuhören.

„Es is jetzt schon 'ne ziemliche Zeit her“, begann der Alte langsam, „und der Zirkus, zu den der Tiger gehören tat, war auf'n Weg durch Wormhagen nach Ludstadt, als, just wie sie an Duwe seinen Hof vorbei kamen, eine Dampfmaschine, die sie vor ein paar von ihre Wagen gespannt hatten, Malölör hatte, und sie warten mußten, bis daß der Schmied sie reparierte. Wo das nun mal der Fall war, schlugen sie ein großes Zelt auf und hatten den Zirkus hier.“

Ich war einer von die, die hingingen, und ich auß sagen, es war da: Geld wert, obwohl daß Heinrich Wiese von den Mann enttäuscht war, der seinen Kopf in den Löwen seinen Machen steckte. Er sagte, daß der Mann den Löwen erst hange machte, bevor daß er's tun tat.

Das war ein großer Abend für Worm-

hagen, und für 'ne Woche wurde von nir anders geredet. All das Gerede spielte Löwen und Tiger und sowas, und der junge Roberts brach sich beinah das Genick, als er mal sehen wollte, ob er wohl auf'n Pferd im Stehen reiten könnte.

Es war wohl vierzehn Tage, nachdem daß der Zirkus weg war, daß etwas Sommerbares passierte: Der große Tiger war ausgebrochen. Starsten Fiedler war der erste, der was davon wußte, er hatte es beim Abendbrot in 'r Zeitung gelesen. Er zog sein Blatt aus der Tasche und zeigte es uns, und bald darauf hörten wir alle möglichen Geschichten davon.

Zuerst dachten wir, der Tiger wär weit weg, und machten unsern Spaß darüber. Friederich Schott lachte sich hier eines Abends fast um seinen Verstand, als er sich ausmalte, was das für 'ne Ueberraschung für jemand sein wußte, wenn er eines Nachts nach Hause käme und fände den Tiger in seinem Lehnstuhl sitzen und wie er das Wickelind verzehrte. Tatsachen mir denn doch nich solch lächerliche Sache zu sein, und ich sagte ihm das auch; keinen von uns gefiel das, und selbst Klaus Wiets, dessen Frau zum zweiten Male Zwillinge ge'tragt hatte, sagte „Schandal!“ Aber Friederich Schott war ein Mensch, der über alles lachen konnte.

Als wir hören laten, daß der Tiger 'ne halbe Meile von Wormhagen gesehen wär, wurde die Geschichte ernst, und Peter Stege sagte, daß was getan werden müßte, abers bevor wir wußten was, passierte etwas.

Wir sahen eines Abends hier und hatten unsern Pott Bier und rauchten 'ne Pfeife — gerade wie ich's jetzt tun wüßte, wenn ich noch'n bißchen Tabak hätte — und sprachen davon, als wir einen Schrei hörten und einen zerknupften Vagabunden auf uns zulaufen sahen, so schnell als er man laufen konnte. Alle Augenblicke guckte er über seine Schulter und schrie und rannte dann schneller als vorher.

„Der Tiger!“ jagte starsten Fiedler und eh' Sie sich's versahen, war er im Haus, nach dem er erst Schmidt und einen Pott Bier in der Tür über'n Haufen gerannt hatte.

Bevor er ansitzen konnte, mußte Schmidt warten, bis daß wir alle im Haus waren. Seine Redensarten waren schauer: aft für einen Mann, der seine Konzeption zu verlieren hatte, und daß jeder „Tiger!“ schrie, als er auf ihn herumtrampelte, trug auch nich zu seiner Veruhigung bei. Er war abers fast ebenso schnell im Haus als der letzte Mann, und schnell wie der Blitz hatte er die Tür zugeriegelt, gerade als sich der Vagabund dagegen warf, ganz außer Atem und heulte wie verrückt, daß wir ihn reinlassen sollten.

„Machen Sie die Tür auf“, ruft er und trommelt dagegen.

„Machen Sie, daß Sie wegkommen“, sagt Schmidt.

„Der Tiger!“ schreit der Vagabund; „machen Sie die Tür auf.“

„Sie machen, daß Sie wegkommen“, brüllt nun Schmidt. „Sie locken ihn nur noch meinem Hause; laufen Sie die Chaussee entlang und locken Sie ihn weg von hier.“

Just in diesem Augenblick kam Johann Hirsch, der Grobschmied, aus'r Schenkstube, und sobald als er hörte, was los war, holte er Schmidt sein Gewehr hinter der Toorbank weg und sagte, er wolle hingehen und nach die Frauen und Kinder gucken.

„Mach die Tür auf“, sagt er.

Er verachte rauszukommen, und der Vagabund draußen versuchte reinzukommen, aber's Schmidt hielt die Tür tapfer fest. Dann verlor Johann Hirsch die Geduld, und ging hoch mit das Gewehr — Schmidt sein eigenes Ge-

wehr, denken Sie — und laugt ihm damit einen über'n Schädle. Schmidt fiel bauch auf die Erde, und ehe daß wir's helfen konnten, war die Tür offen, der Vagabund war drinnen, und Johann Hirsch rannte die Straße entlang und schrie so laut, als er man konnte.

Wir hatten die Tür im Nu wieder zu, und dann, während dem daß der Vagabund in einer Ecke lag und Schnaps trugte, holte Frau Schmidt 'ne Schüssel mit Wasser und 'n Schwamm und triete sich bei ihrem Mann hin und küßte ihm den stopf.

„Saben Sie den Tiger gesehen?“ jagte starsten Fiedler.

„Gesehen?“ fragt der Vagabund und schüttelt sich. „O Gottesgott!“

Er machte ein Zeichen, daß er noch mehr Schnaps haben wollte, und Heinrich Wiese, der den Wirt spielte, ohne daß er darum gebeten worden war, gab ihm welchen.

„Er is 'n paar Kilometer hinter mir hergejagt“, meint der Vagabund; „meia Herr; hat 'n schnacks weg!“

Er hü'te leut auf und fiel bauch in Schmach. 'ne schreckliche Schmach war es nich dazu, und 'ne Zeit lang dachten wir, er wüßte gar nich wieder zu sich kommen. Erst goßen sie ihm Rotwasser die stehle 'runter, dann Pommerländer und dann Bier, und immer kam er noch nich wieder zu sich, sondern lag ganz still mit geöffniten Augen da und mit 'n schauerliches Wächeln ins Gesicht.

Schließlich kam er doch zu sich, und zwar von nir Härteres als Wasser, das Frau Schmidt ihm in den Mund goß. Das erste, was wir bemerkten, war, daß das Wächeln verstand, dann machte er die Augen auf, und plötzlich setzte er sich unter Schütteln aufrecht und stieß solch einen gräßlichen Schrei aus, daß wir zuerst glaubten, der Tiger hätte uns schon beim Schlaffischen.

Dann erzählte er uns, wie er an einem Graben gefressen und sein Hemd gewaschen hätte, als er ein schnüffelndes Geräusch gehört, und dann gesehen, wie von der anderen Seite ein großer Tiger seinen stopf durch die Decke steckte. Er ließ sein Hemd im Stroh und rannte los, und er sagte, daß zum Glück der Tiger sich erst über das Hemd hermachte und es in Stücke riß, sonst würde sein letztes Stündchen geschlagen haben.

Als er fertig war, ging Schmidt nach oben und guckte zum Kammerfenster 'raus, abers er konnte nir vom Tiger sehen, und er sagte, ohne Zweifel wäre er unten ins Dorf gegangen und sähe zu, was er da finden könnte, oder vielleicht hätte er Johann Hirsch gefressen.

Wie das nu auch sein mochte, niemand hatte Verlangen, rauszugehen und nachzusehen, und als es anfing dunkel zu werden, hatten wir noch viel weniger Lust, nach Hause zu gehen.

Bis kloß zehn ging das auch ganz gut, abers dann fing Schmidt an, von seine Konzeption zu reden. Er sagte; es wäre Mumpitz, daß wir Angst hätten, nach Haus zu gehen, und daß auf jeden Fall der Tiger nich mehr als einen von uns freisen könnte, und während dem, daß er das tate, hätten die anderen die beste Schanze, sicher nach Haus zu kommen. Zwei oder drei von uns kriegten Schmidt den Abend in'n Wagen und sagten ihm das auch.

Das Ende vom Liede war, daß wir die Nacht alle in der Schenkstube schliefen. Zuerst schien das sonnerbar, abers irgend was war besser, als im Dunkeln nach Haus gehen, und wir schliefen alle bis gegen kloß vier morgens, als wir aufwachten und fanden, daß der Vagabund verduftet war und hatte die Hausflur sperrangelweit auf gelassen. (Fortsetzung folgt.)

Heimatlos.

(Zu unserem Alde.)

Es knirscht der Schnee. Es pfeift vom Ost
Der kalte Wind durchs weiße Land,
Und über jedes Wasser spannt
Eisbrücken glasig-grün der Frost.

Durch fahle Winterdämmerung
Zieh'n zwei des Wegs: ein ungleich' Paar.
Müd' ist sein Gang und grau sein Haar,
Sie ist ein Mädel, frisch und jung.

Er schiebt den Karren, der bepackt
Mit dem geringen Hab und Gut.
Müßig quillt des Rades Takt . . .

Verhärmt, mit Augen bang und groß,
Blickt scheu sich um das junge Blut. —
Weiß liegt die Straße . . . Heimatlos . . .

Die interessante Regierungszeitung. Die Regierungsblätter pflegen überall ausnehmend langweilig zu sein und daher des Publikums zu entbehren. Das war schon immer so, solange es Regierungsblätter gibt. Es war z. B. in Frankreich schon vor der Revolution so mit der „Gazette de France“, dem französischen Regierungsorgan. Zur Zeit Ludwigs XV. wurde mit diesem Blatt ein merkwürdiges Experiment gemacht. Der König selbst war nämlich auf die Idee gekommen, oder vielleicht war sie ihm suggeriert worden, daß es in der Macht der absoluten Regierung stehe, die Regierungszeitung in ein so interessantes Blatt zu verwandeln, daß es alle die privaten Zeitungsunternehmen aus dem Felde schlagen könne, in denen verdächtige Literaten ihre zwar nicht faßbaren, aber doch nicht wohl geminten Artikel ablagerten und bisher allein zu einem größeren Leserkreise redeten. Den wollte ihnen nun die Regierung durch die Umgestaltung ihres Blattes wegsaugen. Man rechnete auf ein Heer von Mitarbeitern; aber natürlich nicht auf die insamen Schmierfinken, sondern auf die sämtlichen — Beamten in allen Provinzen. Es war im Jahre 1761, wo diese famosse Idee ausgeführt wurde. Da wurde ein Zirkular an alle Intendanten (Provinzialstatthalter) gerichtet, worin die Regierung ankündigte, daß der König beschließen habe, die „Gazette de France“ hinfort „unter den Augen der Regierung“ herstellen zu lassen; Seine Majestät wolle dies Blatt interessant machen und ihm die Ueberlegenheit über alle anderen sichern. „Demgemäß“, so schreibt der Minister weiter an die Intendanten, „werden Sie die Güte haben, mir eine Uebersicht über alles mitzuteilen, was in Ihrer Generalität passiert und derart ist, daß es die öffentliche Wißbegierde interessiert, besonders, was sich auf Naturwissenschaft und Naturgeschichte, ungewöhnliche und interessante Tatsachen bezieht.“ Dem Zirkular lag ein Prospekt bei, worin bekannt gegeben wurde, daß die neue Zeitung, obwohl sie häufiger erscheine und mehr Stoff enthalte, als das bisherige Blatt, den Abonnenten viel weniger koste. Die Intendanten werden verdutzte Gesichter gemacht haben, als ihnen die Schriftstücke vor Augen kamen. Noch verdutztere aber ganz gewiß die Unterbeamten, an die nun von seiten der Intendanten der Befehl erging, Lesestoff für die „Gazette“ zu liefern. Sie waren durchweg völlig ratlos und gaben zur Antwort, daß sie nichts wüßten. Aber nun kam ein neuer Brief vom Minister, der diese literarische Unfruchtbarkeit scharf rüffelte. „Seine Majestät befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß sein Wille ist, daß Sie sich sehr ernstlich mit dieser Angelegenheit beschäftigen und Ihren Agenten die bestimmtesten Befehle geben.“ Natürlich lassen nun die Intendanten ein gehöriges Donnerwetter auf ihre Untergeordneten los, und diese zerbrechen sich schier den Kopf, um etwas aufzugeben. Es kommt aber nicht viel zum Vorschein. Die beste journalistische Leistung ist noch die eines Beamten, der mitteilt, daß in seinem Distrikt ein Salzschmuggler gehängt worden und mit großem Mut gestorben ist; die Regierung wird aber wohl nicht viel verlangen haben, diese aufregende Tatsache zu veröffentlichen. Ein anderer Ruhjournalist schreibt, daß in seinem Bezirk eine Frau mit Drillingen niedergekommen ist. Ein dritter meldet von einem

Sturm, der allerdings gar keinen Schaden angerichtet hat. Ein anderer wieder hat noch nicht einmal solche welterschütternde Tatsachen zu ergattern vermocht; er erklärt, daß er trotz aller Mühe nichts entdeckt hat, das bemerkenswert wäre; und doch auch etwas für das Regierungsunternehmen zu tun, spricht er seine Absicht aus, auf ein so interessantes Blatt zu abonnieren und alle respektablen Leute einzuladen, seinem Beispiel zu folgen. Die Regierung und besonders der König war von den Ergebnissen durchaus nicht erbaut. Das allerhöchste Mißvergnügen wurde bekundet; der Minister schrieb: „Der König, der geruht hat, sich selbst zu allen Einzelheiten der Maßregeln herabzulassen, die sich auf die Vervollkommnung der „Gazette“ beziehen, und der diesem Blatt die Ueberlegenheit und das Ansehen geben will, die es verdient, hat große Unzufriedenheit bekundet, als er sah, daß seine Absichten so schlecht erfüllt worden waren.“ Dabei mußte es dann aber auch sein Bewenden haben. Es war nichts an der Tatsache zu ändern, daß die unumschränkte Regierung zwar die Schmierfinken malkrätieren, aber nicht ersehen konnte. Alle Macht des Absolutismus reichte nicht aus, um die Regierungszeitung interessant zu machen. —

Eine Sitzung des Jakobinerklubs. Wer mit irgend einem Buche über die Geschichte der französischen Revolution vertraut ist, hat eine Vorstellung von dem Gang der Dinge in den parlamentarischen Körperschaften jener großen Zeit. Wie es dagegen in der wichtigsten politischen Organisation der großen Revolution, wie es im Jakobinerklub, speziell der Pariser Muttergesellschaft, zugeht, darüber sagen die gängbaren Revolutionsgeschichten nicht viel. Und doch darf ruhig behauptet werden, daß der Jakobinerklub auf den Verlauf der Ereignisse nicht viel weniger Einfluß gehabt hat, als die Nationalversammlungen und der Nationalkonvent. Seine Verhandlungen dürfen also mehr Aufmerksamkeit beanspruchen, als ihnen gewöhnlich zuteil wird. Eine lebhaftere Vorstellung von einer bewegten Sitzung des Jakobinerklubs gibt das interessante Stimmungsbild eines Zeitgenossen, des Advokaten Dutard, der im Dienst Garats, des Ministers des Innern, am 13. Mai 1793 sich nach dem Beratungssaal in der Kirche des ehemaligen Jakobinerklosters begab, um seinem Auftraggeber zuverlässige Informationen über die Volksstimmung zu besorgen. Die Entscheidung lag in diesen Wärtagen gerade wieder auf des Meisters Schneide. Die äußere und innere Lage der Republik war nahezu verzweifelt und es war von ausschlaggebender Bedeutung, daß die lange Fehde zwischen Gironde und Berg, die den Konvent völlig lahmlagte, endlich durch Veseitigung der Girondisten beendigt wurde, in denen die Pariser Bevölkerung bürgerliche Aristokraten und föderalistische Verräter erblickte. Von dem stürmischen Verlangen der Massen, den Anolen zu zerhauen, bekam Dutard in der Jakobinersitzung vom 16. Mai den lebhaftesten Eindruck — nicht eben zu seiner Freude, denn er sympathisierte selber mit den Girondisten. Sein Auftraggeber Garat pendelte zwischen den streitenden Gegensätzen hin und her, neigte aber im Monat Mai mehr zu den Jakobinern hin. So hat Dutard seine sichtliche Voreingenommenheit gegen die Jakobiner möglichst zu bemeistern gesucht und sich Mühe gegeben, sachlich über den Verlauf der Sitzung zu berichten. Bereits vor ihrer Eröffnung, gegen 6 Uhr, fand er sich auf der Tribüne ein, die schon stark mit Sansculotten besetzt war. Ein lebhafter Meinungsaustrausch war in vollem Gange. Allgemein wurden die girondistischen Minister und Abgeordneten angegriffen; insbesondere ging es über die „Schwarzen“ her. Mit diesem Spitznamen bezeichnete das Volk die Spekulanten, denen die furchtbare Lebensmittelleuerung schuld gegeben wurde. Die Schwarzen im Konvent, das waren wiederum die Girondisten, die mit dem Spekulantentum identifiziert wurden, weil sie aufs heftigste gegen das am 4. Mai endlich beschlossene Maximum der Lebensmittelpreise opponierten. „Sie haben“, sagten die Sprecher auf der Tribüne, die den Anfang der Sitzung nicht abwarten konnten, durch ihre Klünne Frankreichs Untergang herbeigeführt, sie tun nur, was der Republik schädlich ist, das Volk muß sich noch einmal erheben und selber handeln wie am 10. August. Warum läutet man nicht Sturm? Warum wird nicht die Lärmfanone gelöst? Robespierre hatte sie neulich richtig durchschaut, als er sagte, wenn das Volk unterdrückt werde, so müsse es sich selbst Recht beschaffen und sich nur durch seinen Zorn seine Handlungsweise vorzeichnen lassen. Warum hat er nicht das letzte Wort gesprochen? Wir waren alle bereit zu marschieren. Noch heute haben sie vier Stunden lang über eine Privatangelegenheit beraten. Die Schwarzen wollten einen Konterreolutionär retten. Der Präsident hat sich viermal bedecken müssen. Dürfen sie so die kost-

bare Zeit vergeuden und das Geld verschwenden? Einer dieser Schandbuben hat es gewagt zu sagen glücklicherweise seien die Truppen der Vendée auf dem Marsch gegen Paris, um es zur Vernunft zu bringen. Darf man so etwas dulden? Sie sind mit den Rebellen einverstanden.“ Nun nahm der Obermann Dutards, ein armer Sansculotte, der sehr eifrig Notizen gemacht hatte, das Wort und erklärte, die Schwarzen mögen machen, was sie wollen, das Volk werde sich selber helfen. „Ich habe es schon einmal mitgemacht, wie wir alle uns erhoben.“ Dieser Sprecher wendet sich dann gegen die Vertreter des Jakobinerklub, die von Besonnenheit und Vorsicht redeten, da es sich doch nur darum handeln könne, uns in Masse zu erheben und die Feinde, die wir unter uns haben, zu vernichten.“ Auch der Hutmacher um zu seinem Recht, indem mitgeteilt wurde, daß auf dem Hof ein Bürger, der wegen ultrarevolutionärer Ueberhebungen aus dem Klub ausgeschlossen worden war, eine Wadpfeife bekommen habe, und daß ein Nationalgardist zu ihm gesagt habe, er sei ein Feindling, wenn er die Verteidigung nicht sofort rüch, wo er doch einen Säbel habe, worauf der Gelehrter antwortete: „A, ich bin ein guter Patriot, und ein guter Patriot muß auch eine Verteidigung einzusetzen versprechen.“ Nach diesem Vorspiel auf den Tribünen eröffnete unten im Saal der Präsident die eigentliche Sitzung. Zunächst wurden die eingelaufenen Schreiben von Filialgesellschaften im Lande verlesen. U. a. bekundeten die Straßburger Jakobiner Mißtrauen gegen General Custine und luden die Muttergesellschaft ein, einen Verhaftsbefehl gegen den Kommandeur der Armee am Rhein auszusprechen. Die Jakobiner des Girondedepartements führen Klage darüber, daß die dortigen Republikaner von den Girondisten mit Erfolg gegen sie aufgebracht worden seien. Nun damit ging der Klub zur Erörterung der Fragen über, die allen im Sinne lagen. Der Konventdeputierte Thuriot, ein Freund Larons, bestieg die Tribüne und erklärte die Mittel, die dem Volke zur Verfügung ständen, um sich selber Recht zu verschaffen, für groß und mächtig; um es aber mit Nutzen anzuwenden, bedürfte es großer Besonnenheit und Vorsicht. Diese Worte wurden von der Tribüne mit großer Hurrahe aufgenommen. Es erhoben sich Stimmen: „Robespierre fing auch an, von Besonnenheit zu reden! Das ist ja der reine Robespierre!“ Wie man sieht, ging Robespierre in dieser Krisis nach Ansicht der Sansculotten auch nicht energisch genug zu Werke; sie sahen im unmittelbaren bewaffneten Aufstand das einzige Heil, und so erhoben sie denn auch laute Rufe: „Die Lärmfanone!“ Indes redete Thuriot in seiner Art weiter, während die Tribünen immer ungeduldiger wurden. Der Redner endigte mit dem Antrag, die Gesellschaft solle sich in Permanenz erklären und einen geheimen Wohlfahrtsauschuß einsetzen. Dieser Vorschlag wurde als nicht genügend weitgehend abgelehnt, nachdem ihn der Konventdeputierte Legendre, ein entschiedener Montagnard, bekämpft hatte. Seine Wortmeldung rief auf den Tribünen die Bemerkung hervor: „O, das ist ein Mann! Das ist kein Robespierre!“ Legendre sprach sehr heftig, mit den Händen gestikulierend; besonders lebhaften Beifall erntete er, als er sagte: „Wenn das noch lange so dauert, wenn die Bergpartei noch länger ohnmächtig bleibt, dann rufe ich das Volk auf und sage zu den Tribünen: Kommt ihr herunter, mit uns zu beraten. Man hat mich zum Duell herausgefordert. Die mich kennen, wissen, daß ich sonst nicht der Mann bin, eine solche Partie auszuschlagen; aber ich werde dem Konvent erklären, daß ich dem ersten, der es noch einmal wagen sollte, mich zum Zweikampf herauszufordern, inmitten der Versammlung eine Kugel durch den Kopf jagen werde!“ Darauf einer auf den Tribünen: „Ich wollte, es käme im Konvent zu Schlägen, und die Bergpartei zöge den kürzeren; wie wollten wir ihr beispringen!“ Nun wurden günstige Nachrichten über den Kampf gegen die Vendee rebellen zur Kenntnis des Klubs gebracht, und schließlich stellte Camille Desmoulins den Antrag, die Gesellschaft solle auf ihre Kosten eine Schrift von 100 Seiten drucken lassen, worin er die Schwarzen entlarvt habe. „Jeder, der sie wird vorlesen hören, wird sofort fragen: „Wo ist die Guillotine?““ Dutard resümiert sich dahin: „Wenn ich Ihnen den Eindruck schildern soll, den die Verhandlungen auf mich gemacht haben, so muß ich Ihnen sagen, daß ich grausam elektrifiziert gewesen bin. Als sich Legendre vernahmen ließ, trommelten die Tribünen mit Händen und Füßen. Was man sonst heiligen Enthusiasmus für die Freiheit und Patriotismus hieß, ist zu einer vollständigen Wut geworden, in die das enrugierte Volk ausbricht.“

x. y.

Nachdruck des Inhalts verboten!